

Richard Münchmeier

Jugendverbandsarbeit muss (sich) bewegen!
(Magdeburg 8.11.2003)

Immer wieder im Laufe ihrer gut einhundertjährigen Geschichte ist Jugendarbeit mit Herausforderungen und Veränderungen konfrontiert worden, die sie dazu gezwungen haben, sich zu verändern. Sich zu verändern freilich, ohne ihre Identität und Stabilität zu verlieren. Und immer wieder haben die Jugendverbände versucht, die notwendigen Veränderungen nicht einfach als Schritte kritikloser Anpassung zu vollziehen, sondern als Interessenvertretungen der jungen Menschen selbst Veränderungen auch aufseiten der Lebensbedingungen der Chancenstruktur und Zukunftsperspektiven für jungen Leute einzuklagen. Das Wortspiel unseres Themas steht deshalb völlig zurecht.

Fragt man sich, vor welchen Herausforderungen denn Jugendverbandsarbeit heute steht, drängt sich ein Thema besonders in der Vordergrund und bestimmt ihre Gegenwart und Zukunft. Und zugleich bestimmt dieses Thema die Zukunft der jungen Generation. Für nicht wenige, auf jeden Fall für die Geldgeber wird die Zukunft der Jugendarbeit in Zusammenhang mit der sog. „Bildungsoffensive“ gesehen. Auftrag der Jugendarbeit sei es, einen nachprüfbaren Beitrag zur Bildung der jungen Generation zu leisten. Aus der Sicht der Jugendverbände wie der offenen Jugendarbeit trifft dies zwar ihr althergebrachtes Selbstverständnis als Bildungsbereich. Andererseits fürchtet Jugendarbeit aber auch eine Verzweckung und Funktionalisierung für einen verengten, nur an (beruflicher) Qualifikation oder sog. personalen Schlüsselkompetenzen ausgerichteten Bildungsbegriff. So sieht sie sich in die Defensive gedrängt. Sie sieht sich veranlasst, sich abzugrenzen: Nicht um eine irgendwie nach schulischen Vorbild verfasste Bildung, sondern um subjektbezogene, biografisch orientierte, ganzheitliche Bildung für Kinder und Jugendliche müsse es in der Jugendarbeit gehen.

Dass Jugendarbeit sich aber auch selber bewegen muß, wenn sie für ihre Adressaten bildend und bildsam sein will – wird in dieser Konstellation gerne vergessen. Die Abwehr

ungerechtfertigter Vereinnahmungen lenkt den Blick nach draußen, nicht aber kritisch auf die eigene Praxis. Mehr denn je ist aber Jugendarbeit heute herausgefordert dazu, erneut über ihren Bildungsbeitrag nachzudenken, müssen die Träger, die Einrichtungen, die Mitarbeiter, die Programme der Jugendarbeit sich selber verändern – eben sich auf eine veränderte Zukunft vorbereiten.

1. Jugendarbeit und die Bildungsoffensive

Über Bildung wird zur Zeit viel geredet. Im „Forum Bildung“ sitzen Experten und Praktiker aus Wirtschaft, Wissenschaft und Bildungswesen zusammen, um die gegenwärtigen Bildungsaufgaben neu in den Blick zu nehmen. Ein vielfältiger Bildungsdiskurs bewegt die Gemüter in Deutschland. International vergleichende Leistungsstudien bescheinigen deutschen Schülern aller Schulstufen nicht gerade die besten Kompetenzen und verweisen sie auf hintere Plätze. Arbeitgeberverbände beklagen alarmiert einen gravierenden Leistungsverfall bei Lehrlingen und Auszubildenden, besonders im Rechnen, im sprachlichen Ausdrucksvermögen und in der Rechtschreibung. Ganz ähnlich hören sich die Hochschullehrer mit ihren Beschwerden über mangelnde Studierfähigkeit an. Wirtschaftsführer fordern eine Qualifikationsoffensive und Modernisierung des Bildungswesens, einschließlich der Verkürzung der angeblich überlangen Bildungszeiten, die „Ent-rümpelung“ der Lehrpläne. Die Liste dieser Klagen und Forderungen ließe sich fast beliebig verlängern.

Die Aufgeregtheiten und Widersprüche der gegenwärtigen Bildungsdebatte sind wohl nur ein Ausfluss, gleichsam die Oberfläche einer viel tiefer gründenden Problematik: Seit gut 30 Jahren beobachten wir einen sich beschleunigenden Wandel unserer Gesellschaft, der sich in unterschiedlichen Bereichen mit unterschiedlicher Geschwindigkeit oder auch Beharrungsvermögen vollzieht. Aktuelle politische und gesellschaftliche Diskurse um ein 'Bündnis für Arbeit', über die Verselbständigung der Finanzmärkte, um eine bezahlbare Rente, um Gerechtigkeit zwischen den Generationen, um die Neugestaltung der Erwerbsarbeit und ihre Verteilung zwischen den Geschlechtern stellen nur die Oberfläche eines tiefgreifenden Umbruchs in der Arbeits- und Lebenswelt dar. Führende Sozialwissenschaftler gehen heute davon aus, dass wir mit unseren heutigen For-

schungsmethoden und -instrumenten noch gar nicht erfassen können, was sich bereits alles verändert hat, und schon gar nicht, was sich wie alles verändern wird.

Wir können aber annehmen, dass die Gesellschaft der Zukunft sicherlich

- eine *Wissensgesellschaft* sein wird, in der Intelligenz, Neugier, Lernen wollen und können, Problemlösen und Kreativität eine wichtige Rolle spielen;
- aber auch eine *Risikogesellschaft* ist, in der Biografie ständig neu erfunden und trotzdem Identität gewahrt werden muss, in der der Umgang mit Ungewissheit ertragen und in der Menschen ohne kollektive Selbstorganisation und individuelle Verantwortlichkeit scheitern werden;
- weiterhin eine *Arbeitsgesellschaft* sein wird, der die Arbeit nicht ausgegangen ist, sondern in der Arbeit eher Informations- und Dienstleistungsarbeit ist, eher flexibel und sich rasch in ihrer Form und in ihren Anforderungen an die Kompetenzen der Arbeiten ändert und - hoffen wir, dass sie
- eine *Zivilgesellschaft* ist, mit vielfältigen Formen der Partizipation und Kooperation der Bürger, egal welchen Geschlechts, welcher Herkunft, welchen Berufs - und welchen Alters!

2. Bildung tut not! Bildung als zentrale Ressource der Lebensbewältigung

In einer Gesellschaft, in der die institutionellen „Geländer der Lebensführung“ (Scheffold) immer weniger verlässlich biografische Planungen stützen können und Verläufe in mögliche Zukünfte tendenziell unkalkulierbar werden, ist Bildung die entscheidende und grundlegende Ressource der alltäglichen Lebensbewältigung. Zur Aufgabe der Vorbereitung auf die Zukunft (Qualifikationserwerb) ist für Kinder und Jugendliche heute die Aufgabe der Bewältigung der Gegenwart, des ganz normalen Alltags, hinzugekommen. Der „Schonraum“ Kindheit und Jugend zerbröckelt, der „Ernst des Lebens“, die gesellschaftlichen Großprobleme reichen mit ihren Folgen in den Alltag junger Menschen hinein. „Die gesellschaftliche Krise hat die Jugendphase erreicht“, lautet ein einvernehmliches Ergebnis der neuesten Jugendforschung (z.B. 12. Shell Jugendstudie 1997). Bildung ist deshalb viel mehr als nur Ausbildung und Qualifikationserwerb; sie ist Voraus-

setzung dafür, sich in einer kompliziert gewordenen Welt zu verorten und zu behaupten. Moderne Pädagogik spricht mit Bezug auf Bildung deshalb nicht bloß von Qualifikation, sondern immer mehr – scheinbar ganz allgemein – von Daseins- oder „Lebenskompetenz“.

Ungleiche Bildungsvoraussetzungen spielen nach wie vor die entscheidende Rolle bei der Entwicklung ungleicher Einstellungen, Werthaltungen und Optionen für Lebensplanung und Lebensführung. Hierzu einige Beispiele aus der 13. Shell Jugendstudie, 2000:

- junge Menschen mit guten Bildungsvoraussetzungen blicken optimistischer in die Zukunft, weil sie ein höheres Zutrauen in die eigene Wirksamkeit besitzen; sie trauen sich eher zu, ihr Leben trotz aller wahrgenommenen Schwierigkeiten zu meistern („self-efficacy“ im Sinne von Bandura);
- junge Menschen mit guten Bildungsvoraussetzungen sind entschiedener in ihren Werthaltungen und Wertentscheidungen; das Schlagwort von der Werterosion trifft auf sie weniger zu; das macht sie widerstandsfähiger gegen situative Enttäuschungen und Rückschläge, hilft ihnen, Kurs zu halten;
- junge Menschen mit guten Bildungsvoraussetzungen sind offener für Europa, haben ein ausgeglicheneres Verhältnis zu Deutschland, sind weniger anfällig für einseitigen Nationalismus, sind politisch interessierter – aber auch kritischer;
- junge Menschen mit guten Bildungsvoraussetzungen sind offener für andere, haben einen größeren Freundeskreis, dichtere soziale Kontakte und Netzwerke; sie sind deshalb besser sozial integriert und können sozialen Rückhalt für ihre Bewältigungsaufgaben mobilisieren;
- sie sind deshalb weniger ausländerfeindlich, toleranter, sozial aufgeschlossener.

3. Ist die Jugendarbeit für eine Bildungsoffensive gerüstet?

Wer in dieser Landschaft einen eigenen, relevanten und vor allem kritischen Beitrag liefern will, tut gut daran, sich zunächst selbstkritisch zu fragen, ob er denn gerüstet hierfür ist und wie es um seine Ressourcen steht. Andernfalls wären seine Absichten und Bekundungen von vornherein nicht ernst zu nehmen und müßten als pure Rhetorik gewertet werden. Wer unter modernen Bedingungen sich in die Bildungsaufgabe einbringen

und mit eigenem Beitrag daran beteiligen will, muß deutlich sagen, worin seine Möglichkeiten liegen, und muß glaubhaft machen, daß er die Mittel hat, sie zu realisieren.

Für die Jugendarbeit müßte diese kritische Vorklärung nach meiner Meinung gar nicht so schlecht ausfallen, wenn sie ihre Traditionen und Entwicklungen ernst nimmt und von ihnen Gebrauch macht. Dann könnte sie auch auf einer anderen Ebene, inhaltlicher, argumentieren, als mit den immer zu hörenden Klageliedern von Mittelkürzung, Personalabbau und Finanzknappheit ihr eigenes Offensivwerden sofort wieder zu desavouieren.

Jugendarbeit kann sich als gut vorbereitet betrachten, weil ihr Theorievorrat in den letzten 20 Jahren erheblich und umfassend gewachsen ist. Nach einer langen Zeit positioneller Theoriekonzepte, die sich gegenseitig bekämpft und auszuschließen versucht haben (also ausdrücklich jeweils in Konfrontation und im Widerspruch zu einander formuliert wurden), also anders als in den 70er und zum Teil noch in den 80er Jahren liegen heute Theorien und Konzepte zur Jugendarbeit vor, die aufeinander bezogen und miteinander kombiniert werden können und sollen. Sie leuchten jeweils besondere Aspekte aus und werden in der wechselseitigen Verbindung weitaus besser den sich stellenden komplexen und ganzheitlichen Aufgaben gerecht. Eine Stärke der gegenwärtigen Situation liegt also darin, daß die Praxis auf Theorien zurückgreifen und sich an ihnen orientieren kann, die in ihrer Summe Einseitigkeiten und Ausblendungen besser als in der Vergangenheit vermeiden helfen können.

Zu diesen Theoriemodellen gehören

- Sozialraumorientierung (Böhnisch, Münchmeier, Deinet und andere)
- Ressourcenansatz (Münchmeier)
- Subjektorientierte Bildungstheorien (vor allem
- Milieuansatz, subkulturtheoretischer Ansatz (Böhnisch, Schroer, Krafeld und andere).

Jeder dieser Ansätze betont nach meinem Verständnis wichtige Aspekte und trägt deshalb zu einer Gesamtorientierung bei. Und jeder Ansatz hat natürlich für sich genommen auch Grenzen, die durch die Verbindung mit den anderen Modellen überwunden werden

können. So betont etwa der Sozialraumansatz, daß Jugendarbeit mehr sein muß als eine einrichtungsgebundene, institutionenfixierte und an formalen Programmen orientierte „Veranstaltung“; daß sie Teil der sozialen Infrastruktur ist, daß sie die im sozialen Umfeld, in der „Lebenswelt“ der Jugendlichen steckenden Themen von Zugänglichkeit oder Verslossenheit von Ressourcen und Erfahrungsmöglichkeiten aufzugreifen und zum Thema zu machen hat, also soziale Gelegenheitsstrukturen „qualifizieren“ muß. Es wäre aber natürlich völlig verkehrt, hierin etwas Antipädagogisches, das Gegenteil zu Bildungsprozessen zu sehen. Zu einem subjektorientierten, an einem anspruchsvollen Bildungsbegriff orientierten Verständnis kann schon deshalb kein Gegensatz bestehen, weil es ja darauf ankommt, daß Jugendliche sich die Möglichkeiten, die in den sozialen Räumen stecken, „aneignen“ (Deinet) – und eben dieses ist ja ein Bildungsprozeß des sich selbst bildenden Subjekts. Und anders herum: indem der Bildungsaspekt der Jugendarbeit in diesem Sinn von subjektiver Selbstbildung betont wird, entsteht gemeinsam mit den Ressourcenkonzepten Einigkeit in der kritischen Infragestellung von Programm- und Angebotspädagogik, die sich nicht mehr an den Adressaten und ihrer Subjekthaftigkeit orientiert, sondern an Themen- und Inhaltskatalogen.

Und wiederum wäre es ganz falsch Bildungsprozesse auf nur individuelle Erfahrungen zu reduzieren. Bildung setzt immer Gemeinschaft, bildsame Milieus voraus. Jugendarbeit hat deshalb über die traditionelle Gruppenorientierung hinaus die informellen Milieus und Szenen, die jugendkulturellen Gesellungen wiederentdeckt und nimmt sie als immer schon vorhandene Lernmilieus ernst. Krafeld spricht von „Cliquenorientierung“.

Im Lichte dieses Theorievorrats kann die Jugendarbeit aber auch ihre eigenen Traditionen als Erfahrungen und Modelle für die erforderlichen Bildungsprozesse wiederentdecken und neu benutzen. Die in den letzten Jahrzehnten zu beobachtende Dominanz von Methoden der „Seminarpädagogik“ im weitesten Sinn ist ja eigentlich nichts genuin Jugendarbeiterisches, sondern entstammt didaktischen Konzepten der Gruppenpädagogik. Gruppenpädagogik als didaktische Form zielt eher auf Lernen denn auf Bildung. Sie ist brauchbar für Schulungen, bei der „Vermittlung“ von Inhalten (also Stoff) und wird unterstützt durch eine darauf bezogene Förderungspolitik, die Themenkataloge und Teilneh-

merdoppelstunden als Nachweis verlangt und dies gelegentlich noch mit Qualitätsentwicklung verwechselt.

In der Perspektive subjektorientierter Bildungsaufgaben wäre an andere Traditionen zu erinnern, die genuin zur Jugendarbeit gehören und ihr unverwechselbares Profil wesentlich deutlicher ausdrücken. Solche Traditionen sind zum Beispiel

- Selbstorganisation,
- Bedürfnisorientierung,
- Entwicklung von kritischer Zeitgenossenschaft (politische Bildung) und
- Entwicklung von Lebenskunst (alltägliche Lebensbewältigung).

Der allgemeine Grundsatz der Selbstorganisation Jugendlicher drückt sich in den Prinzipien von Bedürfnisorientierung und Offenheit aus. Jugendliche sollen ihre Interessen und Bedürfnisse selbstständig erkennen und formulieren und selbstorganisiert in die Hand nehmen. Jugendarbeit versteht sich traditionell als ein Übungs- und Erfahrungsfeld der Selbstorganisation und des Mündigwerdens, wo Jugend ihre gemeinsamen Belange selbst vertritt und ihre Interessen selbst entwickelt. Sie verfolgt damit – so würde man heute sehr anschlussfähig an ein Konzept von Selbstbildung vielleicht modisch sagen – eine Strategie des „Empowerment“, der „Bemächtigung“ jugendlicher, die „Herren im eigenen Leben“ sein sollten.

Das Prinzip der Selbstorganisation zielt aber nicht einfach beliebig bzw. individualistisch oder hedonistisch auf (dann falsch verstandene) Bedürfnisorientierung, sondern gilt zugleich als Begründung dafür, daß Jugendarbeit ihr Zentrum in der politischen Bildung haben sollte. Insofern ist sie wesentlich mehr als ein „sinnvolles Freizeitangebot“, als welches sie von der Öffentlichkeit und von Politikern gerne hingestellt wird. Es sollte weder um „Zerstreuungspädagogik“ oder oberflächliche „Freizeitpädagogik“, noch um eine Art Sozialkunde oder Staatsbürgerkunde, um Vermittlung von institutionellem Verfassungswissen gehen, sondern um eine politische Bildung als erfahrbare und erfahrene Praxis, als eigenes Handeln, als eingeräumte und angeeignete Möglichkeit, über gemeinsame Anliegen kollektiv, partizipationsoffen und transparent zu entscheiden. Auch

deshalb sind Selbstorganisation und Bedürfnisorientierung so wichtig: Sie sind das Erfahrungsfeld, dass es wichtig ist, niemanden auszuschließen, andere Meinungen und Standpunkte zu respektieren und auszuhalten, trotz unterschiedlicher Meinungen und Urteile doch zu gemeinsamer Aktion zu kommen.

4. Zukunftsthemen

Es wurde schon gesagt, daß die Bildungsaufgaben heute vor dem Hintergrund von Gewissheiten und Ungewissheiten gesellschaftlicher Zukunft zu diskutieren sind, die sich in den genannten Schlagworten von der Arbeits-, Risiko-, multikulturellen oder zivilen Gesellschaft und anderen niederschlagen. Einige darauf bezogene Bildungsaufgaben der Jugendarbeit möchte ich noch herausstellen.

- Jugendarbeitslosigkeit

Zieht man die Befunde der 12. Shell Jugendstudie (1997) zu Rate, fällt die Bilanz heute sehr kritisch und skeptisch aus. Unsere Studie zeigt deutlich und an vielen Stellen, dass von allen Problemen am meisten die Probleme der Arbeitswelt die Jugend beschäftigen und nicht die klassischen Lehrbuchprobleme der Identitätsfindung, Partnerwahl und Verselbständigung. In der qualitativen Studie äußerten die Jugendlichen ihre Sorgen, dass die derzeit bestehenden Probleme mit Massenarbeitslosigkeit, Lehrstellenmangel, Sozialabbau, Verarmungsprozessen von der Politik nicht angegangen werden, ja dass in absehbarer Zeit Lösungen nicht erwartbar sind. Dies macht sie skeptisch und betroffen; sie fühlen sich von der Politik und den Erwachsenen im Stich gelassen und einflusslos.

Auf die ganz am Anfang des Fragebogens offen gestellte Frage nach den "Hauptproblemen der Jugendlichen heute" nennt fast jeder zweite das Thema *Arbeitslosigkeit*. In Ostdeutschland wird der Mangel an Lehrstellen als das zweite große Problem empfunden. Besonders zu denken gibt, dass Arbeitslosigkeit umso öfter genannt wird, je älter die Jugendlichen sind: 18 % der Jüngsten (d.h. der 12- bis 14-jährigen), aber 58,5 % der 18- bis 21-jährigen und sogar 62,5 % der 22- bis 24-jährigen geben es an. Dies zeigt die

neue Schwierigkeit der Jugendphase an: problematisch wird es, sie beenden zu können, wenn der Arbeitsmarkt den Übergang in die Selbständigkeit des Erwachsenseins ökonomisch nicht mehr verlässlich sichert. So erklärt sich wohl auch, dass bereits Berufstätige mit 64 % am häufigsten (häufiger noch als Beschäftigungslose) Arbeitslosigkeit als Hauptproblem der Jugend bezeichnen. Wer es "geschafft" hat und bereits berufstätig ist, hat offensichtlich Angst davor, dass das erreichte Ufer nicht so sicher ist, wie es sollte, und man wieder zurückfallen könnte.

Auffällig ist auch, dass es in Bezug auf die Wahrnehmung der Arbeitslosigkeit als herausragendes Hauptproblem (abgesehen von natürlich etwas verschiedenen Häufigkeitsprozenten) keine geschlechtsspezifischen Unterschiede oder Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen Jugendlichen gibt. Es scheint so, dass hier ein Konsens in der gesamten jungen Generation liegt, gewissermaßen eine "prägende Generationenerfahrung".

Und schließlich findet sich auch im Bereich der geschlossenen Fragen, wo eine Gewichtung der zur Zeit diskutierten wirtschaftlichen und sozialen Probleme erbeten wurde, ein in die gleiche Richtung weisendes Ergebnis: am problematischsten wird mit Abstand die "steigende Arbeitslosenzahl" empfunden. Die steigende Arbeitslosenzahl wird von mehr als 92 % (!) als großes oder sehr großes "Problem für unsere Gesellschaft" gehalten; mehr als 88 % sehen darin ein "Problem, das die persönliche Zukunft stark oder sehr stark beeinträchtigen" wird. An zweiter Stelle der großen oder sehr großen Probleme steht die Umweltverschmutzung. Sie wird kaum weniger belastend für Gesellschaft und das eigene Leben empfunden. Der Nord-Süd-Konflikt dagegen findet sich weit abgeschlagen auf dem letzten Platz.

Ein besonderes Problem liegt darin, dass Jugendliche heute nicht daran glauben, dass sich in absehbarer Zukunft am Problem Arbeitslosigkeit etwas ändern wird, dass man sich also an die "neue" Situation mit verstärkten Anstrengungen "anpassen" muss. Auf die Frage, ob es in der Zukunft "für alle einen angemessenen Arbeitsplatz geben" und "die Arbeitslosigkeit verschwinden wird", antworten nur 7 % mit "wahrscheinlich" und 1% mit "bestimmt".

Düstere und zuversichtliche Zukunftsvisionen halten sich zur Zeit die Waage. Das entspricht dem Befund, dass auf Seiten der persönlichen Zukunftserwartungen die Antwortvorgabe "gemischt, mal so - mal so" mit 51 % von den meisten Befragten zur Charakterisierung ihres Urteils gewählt wurde und im Vergleich zu 1991 den größten Zuwachs (plus 14 Prozent) verzeichnet. Möglicherweise wäre diese Antwort auch zur Charakterisierung der gesellschaftlichen Zukunft mehrheitlich gewählt worden, wenn sie im Fragebogen vorgesehen gewesen wäre.

Mit "gemischten Gefühlen" die persönliche Zukunft zu betrachten, scheint die Reaktion auf die Ambivalenz der gesellschaftlichen Zukunftserwartungen zu sein, wo Optimismus und Pessimismus sich in etwa die Waage halten. Von allen Untergruppen sind es die Mädchen und jungen Frauen in Ostdeutschland, die zu fast zwei Dritteln diese gemischten Gefühle bekunden.

- Selbstwirksamkeit

Dass man Jugend heute nicht als pessimistische, skeptische oder gar depressiv-verzagte Generation beschreiben kann, bestätigen alle neueren Jugendstudien übereinstimmend (vgl. 13. Shell Jugendstudie 2000). Dennoch lässt sich nicht von einer jungen Generation „unbekümmerter Optimisten“ sprechen. Jugendliche nehmen sehr deutlich die Herausforderungen der modernen Gesellschaft, in der sie leben, wahr, die Anstrengungen, die deren Meisterung erfordert, die Leistungsbereitschaft, die abverlangt wird, die Beharrlichkeit und Ausdauer, ohne die man die zuversichtlich gesetzten Ziele nicht erreichen kann. Ob dies an den Tag gelegt werden kann hängt in erster Linie von Persönlichkeitsressourcen ab, die man als Selbstwirksamkeitsüberzeugung oder Lebenskompetenz bezeichnen kann.

Und deshalb gibt es wiederum große Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen von jungen Leuten. Gut vorbereitet auf künftige Entwicklungen fühlen sich diejenigen,

die über gute Voraussetzungen (Bildung, Unterstützung durch die Eltern, klare Lebensplanung und Persönlichkeitsressourcen wie Selbstvertrauen) verfügen. Entsprechend finden wir pessimistischere Einstellungen bei denen, die eher schlechtere Bedingungen haben. Hierzu gehören Gruppen ostdeutscher, aber auch ausländischer, besonders türkischer Jugendlicher.

Wer darauf vertraut, seine Zukunft nach eigenen Vorstellungen gestalten zu können, wer sich gut auf die Zukunft vorbereitet fühlt, wer eine einigermaßen deutliche Vorstellung davon hat, wie die nächsten Schritte im Leben sein sollen und – natürlich – wer gute Bildungsabschlüsse hat, dem darf man gute Chancen der Lebensbewältigung zutrauen. Man sieht: alle diese Persönlichkeitsressourcen oder Lebenskompetenzen verdanken sich Bildungs- und Sozialisationsprozessen, die über schulisches Lernen weit hinaus gehen. Und sie sind abhängig von Alltags- und Lebenslagen, über die auch politisch gestritten und gehandelt werden muss.

- Verständigung zwischen den Geschlechtern

Mädchen und junge Frauen weisen seit längerer Zeit eine wesentlich höhere Berufsorientierung auf: Sie planen Berufstätigkeit als Basis einer selbständigen Lebensführung in ihre Lebensziele ein. In der Masse, in der die weiblichen Biographiemuster sich gewandelt haben und die meisten Mädchen Selbständigkeit durch Verbindung von Erwerbs- und Hausarbeit leben wollen, werden Bildungsabschlüsse als Zugang zur Erwerbsarbeit wichtig. Allerdings erfahren Mädchen wegen des geschlechtsspezifisch geteilten Arbeitsmarktes und der höheren Zugangsbarrieren für das weibliche Geschlecht eine stärkere Verunsicherung, ob sie ihre Berufs- und Lebenspläne verwirklichen können.

"Die Probleme beginnen bereits beim Einstieg in die Berufsausbildung. Junge Frauen haben es erheblich schwerer als junge Männer, einen Ausbildungsplatz nach ihren Vorstellungen zu finden, dabei sind sie weniger stark als diese auf einen einzigen Beruf fixiert. Obgleich sie im Durchschnitt höhere Schulabschlüsse vorzuweisen haben als die männlichen Schulabgänger, müssen sie intensiver suchen als diese, um eine Lehrstelle

zu bekommen ... Der Beruf, in dem junge Frauen schließlich ausgebildet werden, ist dann auch seltener als bei den jungen Männern der von Anfang an gewünschte Beruf, und ebenso würden sie weniger häufig als die jungen Männer diesen Beruf wieder ergreifen ... Diese Befunde machen deutlich, dass gerade bei den jungen Frauen die faktische Verteilung der Auszubildenden auf die Ausbildungsberufe keineswegs ausschließlich auf individuelle Präferenzen und Wünsche zurückgeführt werden kann. Besonders ausgeprägt ist das Auseinanderklaffen zwischen individuellen Berufsvorstellungen und faktischem Ausbildungsberuf bei den 'typischen' Frauenberufen Verkäuferin und Kauffrau im Einzelhandel" (Arbeitsgruppe Bildungsbericht 1994, S. 612).

Das zweite große Problem von biographischer Bedeutung ist für Mädchen die Frage, ob sie Ehe- und Lebenspartner finden werden, die bereit sein werden, partnerschaftlich eine gleichgewichtigere Verteilung von Haus-, Kinder- und Familienarbeit sowie von Berufsarbeit zu praktizieren. Die bisherigen Befunde der einschlägigen Forschung weisen eher darauf hin, dass junge Männer zwar verbal und voller guter Absichten ihre Bereitschaft zur Mithilfe bei Haushalt und Kindererziehung bezeugen, dass von diesen guten Absichten in der Praxis - v.a. nach der Geburt des ersten Kindes - wenig realisiert wird. Die sog. "Doppelbelastung" der Frauen scheint deshalb auch für die Mädchen heute die eher realistische Perspektive (vgl. v.a. Erler u.a. 1988; Bertram 1991 und 1992).

Dennoch finden sich erhebliche Angleichungen von Lebenszielen und Lebensstilen zwischen Jungen und Mädchen. „Typisch ‚weibliche Lebensmuster‘ im Unterschied zu typisch männlichen scheint es so nicht zu geben, zumindest nicht bei den deutschen Jugendlichen. In Bezug auf Werte, Zukunftsvorstellungen, Lebenskonzepte und biografische Planungen können wir vielmehr einen Angleichungsprozess zwischen Mädchen und Jungen feststellen. Die Verbindung von Familien- und Berufsorientierung ist die gemeinsam geteilte, unumstrittene Wertorientierung. Dies aber gilt bei Jungen und Mädchen nur bis zu dem Alter, in dem sich die Frage nach Kindern konkret stellt. Dann sind Mädchen (nach wie vor) bereiter, ihre Orientierungen zugunsten von Familie zu ändern.

Auch die ehemals geschlechtsspezifisch getrennten Verhaltensbereiche haben sich (bei Deutschen) zueinander geöffnet. Dennoch sind die klassischen männerdominierten Be-

reiche auch weiterhin eine Männerdomäne geblieben wie auch umgekehrt. Technik, Politik, Computerspiele, Internet, Sport und Vereinsleben sind zwar nicht mehr exklusive aber deutlich jungenspezifische Bereiche. Einkaufsbummel, Spazieren gehen, Umweltschutz, für andere sorgen, Plaudern sind Domänen der Mädchen.

Auch in diesem Bereich ist die Welt also komplizierter geworden. Sowohl das Insistieren auf kategorialen Unterschieden (Mädchenleben sei ‚fundamental‘ verschieden von Jungenleben) wie auch das voreilige Ausrufen eines Zustands von Gleichheit haben keinen Anhalt an der empirischen Realität und müssen deshalb als ideologische Vereinfachungen gelten“ (Jugendwerk der Deutschen Shell 2000, S. 21). Bei der Verständigung zwischen den Geschlechtern kann es deshalb nicht nur um individuelle Einstellungen und Wertmuster gehen. Sie muß die gesellschaftlichen Bedingungen der geschlechtsspezifischen Lebensmuster einbeziehen. Ohne z.B. über die mögliche Flexibilisierung unserer Arbeitszeiten nachzudenken, wird es kaum möglich, gleichgewichtiger Verteilungen von Familienarbeit und Lohnarbeit als Voraussetzung für ausbalanciertere Geschlechterrollen zu ermöglichen. Die Verständigung zwischen den Geschlechtern schließt die Frage mit ein, wie Mann und Frau gesellschaftlich leben wollen. Sie schließt das Nachdenken über notwendige gesellschaftliche Veränderungen ein.

- Multikulturelle Gesellschaft

In unserer Gesellschaft steht die Frage an, wie sie sich dazu verhalten will, daß sie jetzt schon und in der Zukunft noch mehr zu einer multikulturellen Gesellschaft wird. Natürlich gibt es die Möglichkeit, die Augen davor zu verschließen und die Dinge einfach treiben zu lassen. Sinnvoller jedoch scheint es, sich auf die antizipierbare Zukunft einer multi-ethnischen Gesellschaft vorzubereiten. Gerade hier liegen Aufgaben der politischen Bildung wie insbesondere die letzten Wahlerfolge ausländerfeindlicher Gruppierungen deutlich gemacht haben.

Im Jahr 2010 wird es im arabischen Gürtel Nordafrikas mehr Einwohner geben als im gesamten Bereich der Europäischen Gemeinschaft. Und anders als bei uns wird es dort einen relativ großen Anteil junger Menschen geben, weil diese Länder einen anderen

Altersaufbau aufweisen. Angesichts unseres schrumpfenden Nachwuchses und des prophezeiten Nachwuchsmangels im Erwerbsbereich wird sich die Frage ernsthaft stellen, ob die europäische Gemeinschaft und damit auch die Bundesrepublik zu einem Einwanderungsland werden soll und wie die damit gegebenen Probleme sozial und politisch bewältigt werden können. Diese Frage nach der Bewältigung ist auch eine Aufgabe der Erziehung und der politischen Bildung der nachwachsenden Generation, gerade dann wenn wir Wert darauf legen, dass der Übergang in eine multi-ethnische Gesellschaft als demokratischer Prozess vonstatten geht.

Wieder zeigt die Jugendforschung: Die große Mehrheit der deutschen Jugend (ganz besonders in Ostdeutschland) teilt die Ansicht, dass zu viele Ausländer bei uns leben. Diese Einschätzung hat nicht von vorneherein etwas mit Ausländerfeindlichkeit zu tun (bei ausländerfeindlichen Jugendlichen erreicht aber dieses Urteil eine ganz besonders hohe Zustimmung). Sie erwächst insbesondere bei denen, die sich schlechtere Chancen ausrechnen und sich eher benachteiligt fühlen, aus der Wahrnehmung einer Konkurrenzsituation zwischen Deutschen und Ausländern.

Dies zeigt sich auch daran, daß die wechselseitigen Urteile übereinander relativ „normal“ ausfallen. Deutsche und Ausländer bekunden mehrheitlich, sie könnten beide voneinander lernen. Nur eine Minderheit sieht einseitige Lernmöglichkeiten (eher die deutschen von den ausländischen Jugendlichen und umgekehrt) gegeben. Jedoch betonen türkische und noch stärker italienische Jugendliche, sie würden sich eher ähnlich wie die deutschen verhalten, wohingegen deutsche energischer auf Unterscheidung bedacht sind und stärker ihr Anderssein herausstellen.

Das bedeutet: das Zusammenleben der deutschen und ausländischen Jugendlichen ist nicht ohne Probleme. Diese ergeben sich aber kaum aus Fremdenhass oder wechselseitiger Feindseligkeit. Sie ergeben sich dann, wenn man Konkurrenzen und Rivalitäten fürchtet, insbesondere um Arbeitsplätze und Zukunftschancen.

6. Jugendarbeit – Stützpunkt lokaler Jugendkultur

Jugendarbeit lässt sich nicht einfach nur als "Lernort", als Ort sozialen und demokratischen Lernens verstehen, wie es die Tradition der Gruppenpädagogik betont hat. Sie muss - der Sicht der Jugendlichen folgend - als "Lebensort", als alltagsintegrierter Jugendraum verstanden werden. Ihre Besonderheit liegt darin, dass sie Zugänge zu den Möglichkeiten und Ressourcen vermittelt und dass sie in einem regionalen und überregional vernetzten Zusammenhang stehen kann. So kann die lokale Gruppe in das "Anregungsmilieu" eines Verbandes einbezogen sein, ohne den Kontakt mit den lokalen Gegebenheiten und Alltagsbedürfnissen ihrer Mitglieder zu verlieren. Dies erhöht die Chancen, dass die situativ "wechselnden Bedeutungen" und Interessen, die die Jugendlichen in die Gruppe hineintragen oder über die Gruppe vermittelt auch außerhalb der Gruppentreffen realisieren wollen, auch auf Möglichkeiten, Gelegenheiten, Know-how bereits ausgewertete Erfahrungen anderer usw. stoßen und deshalb besser realisiert werden können.

Jugendarbeit, gerade in der Form des offenen Angebotes, als Anregungsmilieu in diesem Sinn setzt natürlich voraus, dass sie die Vielfalt der Interessen und Bedürfnisse akzeptiert und unterstützt; dass sie das, was "möglich" ist, nicht durch umfassende Programm- und Angebotsplanungen festlegt und selektiv ausgrenzt. Jugendhäuser dürfen deshalb nicht als "didaktisch verplante Räume" organisiert werden.

Ein praktischer Ansatzpunkt für eine solche notwendige Neuverortung der Arbeit könnte in der Idee der Projektarbeit (vgl. Damm/Schröder 1987) liegen. Allerdings dürfte diese nicht vom Projekt selbst her gedacht werden - wie es bei Damm/Schröder geschieht - sondern von den möglichen Gruppenprozessen und ihrer neuen Qualität her, die sich im Projektverlauf entwickeln können. Das gemeinsame Projekt - mit einer zeitlichen Projektperspektive und der Aussicht auf ein von jedem in Anspruch zu nehmendes Produkt - entlastet die Gruppe: Sie tritt nicht bloß um ihrer selbst willen zusammen. Soziale Kontrolle, gegenseitige Abhängigkeit und Gruppenkonflikte verlagern sich mehr auf das "Projektmilieu". Nach Projektende geht zwar meist die Projektgruppe auseinander, aber die Erfahrungen, die die Einzelnen gemacht haben, können die Sensibilität und die Kompetenz für neue Gruppen erhöhen. Ziel der Jugendarbeit wäre es nicht, hektisch von Projekt zu Projekt zu planen, sondern eher ein "Projektmilieu" zu schaffen, in dem

Projekte angeregt, miteinander in Beziehung gesetzt und vernetzt werden, indem Gruppen sich bilden, aber auch wieder auseinandergehen und aus dem Verbandsmilieu verschwinden können.

Wenn Jugendarbeit in diesem Sinne arbeiten will, muss sie in bestimmter Weise strukturiert werden:

- Möglichmachen und zulassen, d.h. im weitesten Sinn: Raum anbieten, sowohl Räume in der Jugendeinrichtung selbst, aber auch Vernetzungen in die sozialen Räume des lokalen und regionalen Umfelds;
- selbständige Aktivitäten entstehen lassen und unterstützen: Die Aktivitäten der Jugendarbeit müssen keineswegs immer über den Pädagogen laufen oder durch den Jugendarbeiter vermittelt werden. Ich gehe davon aus, dass der Jugendarbeiter gar nicht alles sieht und wahrnimmt, was im Jugendhaus geschieht, welche Aktivitäten Jugendliche entfalten, wie sie sich Jugendarbeit und über Jugendarbeit Räume aneignen. Er muss auch nicht "alles sehen"; seine Aufgabe besteht darin, Räume so zu gestalten, dass sie offen und flexibel werden und die selbständigen Aktivitäten Jugendlicher aufnehmen können.
- Reflektieren: Aneignung geschieht erst dort, wo man sich Erfahrungen, Möglichkeiten bewusst macht, sie reflexiv einholt, aus ihnen lernt, sich anhand ihrer neu orientiert. Jugendarbeit muss deshalb ein Angebot zur Reflexion der sozial-räumlichen Erfahrungen Jugendlicher anbieten. Die alte pädagogische Formel von der "reflektierten Gruppe" lässt sich so aus ihrer gruppenpädagogischen Begrenzung und gruppendynamischen Formalität lösen und mit Inhalten füllen. Aus reflektierten Aneignungsprozessen können sich neue Aneignungsschritte speisen und neue "Themen" entdeckt werden. Die Verbindung von Raum und Aneignungsprozessen bedarf einer thematischen Reflexion, die dann wieder in thematische "Angebote" der Jugendarbeit umgesetzt werden kann.

Literatur

Arbeitsgruppe Bildungsbericht am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung: Das Bildungswesen in der Bundesrepublik Deutschland. Strukturen und Entwicklungen im Überblick, Reinbek 1994

Bertram, Hans (Hrsg.): Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, DJI-Familien-Survey 1, Opladen 1991

Bertram, Hans (Hrsg.): Die Familie in den neuen Bundesländern. Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation, DJI-Familien-Survey 2, Opladen 1992

D. Damm/A. Schröder: Projekte und Aktionen in der Jugendarbeit, München 1987

Deutsche Shell: Jugend 2000. 13. Shell Jugendstudie, 2 Bände, Opladen 2000

Erler, Gisela/ Jaeckel, Monika/ Pettinger, Rudolf/ Sass, Jürgen: Kind? Beruf? Oder Beides? Eine repräsentative Studie über die Lebenssituation und Lebensplanung junger Paare zwischen 18 und 33 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag der Zeitschrift Brigitte (Brigitte Untersuchung 88). Hamburg und München 1988

Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): 12. Shell Jugendstudie 1997, Opladen 1997

W. Thole: Kinder- und Jugendarbeit. Eine Einführung, Weinheim und München 2000